Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 10

Artikel: Das Feuer

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635258

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nun, liebe Leser, sicher könnt ihr euch vorstellen, wie kläglich mir zu Mute sein mußte. Fünfzig Rappen und dazu ein solcher Tag! Frühling flatterte in der milden, durchsichtigen Luft, die Sonne schwoll wie ein goldener Strom durch das liebliche Blauen des Himmels, der Wind war buhlerisch als wärs im Mai, also daß von all diesen wunderbaren Geschehen die Menschen trunken wurden und freudig in den Glanz hinausstürzten, der die Erde wiegte in trügerischer Schmeichelei. So war ein Kommen und Gehen, ein Summen und Brummen in der Welt, und ich mußte das mit ansehen und hören und hatte fünfzig Rappen in der Tasche meines schwarzen Sonntagsrockes.

Wenn es doch nur gestürmt, geregnet und geschneit hätte! Dann wäre ich mit dem besten Gewissen ins Bett gelegen und hätte den Tag verschlafen, weil es nicht schade um ihn gewesen wäre. Aber jetzt war es doch rein unmöglich. Irgend etwas packte mich an und zog mich mit zauberischer Gewalt aus der dunklen Wohnung hinaus in den Glanz und das spielende Licht des Tages. Ohne zu wissen, wie es geschehen war, befand ich mich plötzlich auf der Straße, die hell und leuchtend war, wie manchmal im hohen, gleißenden Sommer.

Das gefiel mir zuerst gar nicht übel, und deshalb fing ich an, geruhsam der Stadt entgegen zu spazieren, die jenseits der Brücke mit ihren vielen Türmen und roten Giebeln gar wonniglich in der Sonne sich badete. Ein dicker Strom von Menschen schwoll aus ihrem mächtigen Häusermeer und wurde immer lichter, je weiter er sich von seinem Anfang entfernte. Weil ich nun aber der Stadt entgegenging, so war mir, als prallte Woge um Woge an mich an, und ich kam in eine trotzige Kampfstimmung hinein; denn ich trug, wie ihr aus dem Geständnis von den fünfzig Rappen wißt, liebe Leser, sowieso einen Stachel im Herzensgrunde. Ich kam mir vor wie ein Schwimmer, der sich den ziehenden Fluß hinaufarbeitet und sich verzweiflungsvoll wütend auf die Zähne beißt, wenn immer neue Wirbel und Wogen seine krampfhafte Anstrengung zu nichte machen.

Die ganze Menschheit war heute mein Feind. Sie hatte es auf mich abgesehen, sie wollte mich ärgern. Jeder einzelne Mensch gab mir einen Stich, und so kam es, daß meine Stimmung immer feindseliger, aber auch im gleichen Maße trostloser wurde. Ich fing an zu bedauern, daß ich mich nicht eingesperrt hatte, ich sah ein, daß Einer mit einem Vermögen von fünfzig Rappen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen war.

Da konnte die Sonne und die Wonne des Tages keine Besserung bringen. Mißtrauisch schaute ich jedem Menschen ins Gesicht, der an mir vorüberging. Und es war keiner, an dem ich nicht eine gegen mich gerichtete Feindseligkeit entdeckte.

Da kam ein schlankes Mädchen im leichtesten Kleide. Es lachte unter seinem breiten Hute hervor mit blauen, glückseligen Augen. Aber in den Winkeln saß ein bösartiger Schalk und verriet mir ganz deutlich, was die Leichtfertige von mir dachte: „Was bist du für ein armer Schlucker! Machst ein Gesicht wie eine gefrorene Mehlsuppe. Sicher hast du kaum fünfzig Rappen im Sack, obwohl du den Kleidern nach ein feines Herrchen bist! Geh verkrieche Dich, die ganze Welt sieht Dir doch an, daß Dein Vater Handlanger, Deine Mutter Wäscherin ist und Du selber zur Zunft der Tagediebe und gewerbsmäßigen Faulenzer gehörst." Diese böse Rede las ich ganz deutlich aus den Augenwinkeln der goldenen Jungfrau, und beinahe kamen mir die Tränen, so elend und erbarmungswürdig schien mir mein Zustand.

Aber nicht nur vorwitzige Backfische, sondern ältere, sittsame Frauen und Mütter beschäftigten sich mit mir und hatten nichts als Hohn übrig für meine verzweifelte Lage. „Nur wenn ein Mann kein Geld hat, bummelt er Sonntags allein", zwinkerte die große, wohlbeleibte Frauensperson ihrer dünnen Begleiterin zu, die darauf aus einem roten, unnechten Fuchspelz ihre stahlgrauen Rattenaugen auf mich heftete, währenddem sie stolz und kerzengerade wie ein verzauberter Storch an mir vorüberstelzte.

Meine Wut wuchs, je weiter hinein in das Menschengewühl ich kam. Vor dem Kursaal sammelte sich die halbe Stadt, und ich merkte wohl, was die Anwesenden von mir dachten. „Seht, wie er kopfhängerisch vorüberschleicht! Sein Geldsack hat gewiß die Schwindsucht und kann die Musik nicht vertragen. Aber ob so ein bleicher Sünder mehr oder weniger im Konzerte sitzt, ist dem Wirte verflucht gleichgültig. Am Ende würde er doch um einen schwarzen Kaffee und im schlimmsten Falle sogar um Tasse und Teller und Löffel betrogen. So einem Hunglerleider ist nicht zu trauen!"

Hundert und mehr tiefe und hohe, kreischende und pomphafte, bissige und gemessene Stimmen brüllten mir diese abscheulichen Verleumdungen ins Ohr, die mich endgültig für alle Zeiten von der Schlechtigkeit der Welt überzeugten. Nun hob da droben, in den menschengefüllten Sälen bald ein wunderbares Musizieren an. Und noch schöner als die schwebenden Walzer und die jubelnden Fanfaren war das geheimnisvolle Rauschen und Lispeln, das hin- und herwogte und seinen Ursprung hatte in den freudigen Gesprächen all dieser glücklichen Menschen, die in lustigem Vereine beisammen saßen, weil es Sonntag war. Ich aber war ausgeschlossen von dieser glücklichen Schar, ich stand wie ein Bettler vor den Toren eines festlichleuchtenden Palastes.

Gewaltsam riß ich mich weiter fort, indem ich mir einredete, es sei ja nie meine Absicht gewesen, das blöde Sonntagspublikumkonzert zu besuchen. Bummeln wollte ich, den Tag verschlendern, an der Sonne mich ergehn! Durch diese Gedanken wieder etwas aufgerichtet, schritt ich leicht über die Brücke, ohne auf jemand acht zu geben, und dann auch über die andere, und hielt nicht inne, bis ich die Aare erreichte, dort, wo sie dem Dählhölzliwalde entlang wie eine blaue Schleife fließt.

Hier wurde mir ein wenig besser zu Mute. Ich war nun so weit, daß ich mich in meinen Groll einhüllte und von der ganzen übrigen Welt nichts wissen wollte. Ich hielt ein Selbstgespräch, worin ich meinen mißlichen Zustand aufrichtig bedauerte, ohne aber zu wünschen, ihn nie erlebt zu haben. Denn gerade durch ihn war mir aufgegangen, wie äußerlich diese Welt ist, wie entschieden jeder Mensch eingereiht wird entweder zu den Obern oder Untern, je nachdem er Goldvögel — und nur Goldvögel! — besitzt. Kein Sprichwort schien mir wahrer und treffender als: „Geld regiert die Welt", und in meiner aufgeregten Phantasie sah ich die Menschen wie toll um ein goldenes Kalb tanzen, das dumm aber doch höhnisch auf seine kriecherischen Diener hinabschaute. Ich war so vertieft in diese Erwägungen, daß ich wie blind der Aare entlang lief, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, wie lächerlich ich den vielen lustwandeln Menschen vorkommen mußte. Ich lief wirklich, denn die schnelle, ungeduldige Gedankenarbeit jagte auch meine Glieder auf und ich lief immer noch als mir der helle Schweiß längst von Stirne und Schläfen troff.

(Schluß folgt.)

Das Feuer.

Tagebuch einer Korporalschaft.

Des Franzosen Henry Barbusse großartiger Kriegsroman, aus dem wir jüngst einen Teil (aus dem Kapitel „Das Feuer") abdruckten, liegt nun als vollständiges Buch in der kongenialen Uebersetzung von Leo von Meyenburg vor uns.*) Wir empfehlen es unseren Lesern eindringlich. Die Lektüre des Buches wird ihnen zum unvergeßlichen Erlebnis werden. Und zu einem notwendigen Erlebnis. Denn die Eindrücke, die wir aus der Zeitungslektüre von dem ungeheuren Geschehnis unserer Tage erhalten, sind notwendig falsch und erziehen uns in einer ganz falschen Richtung. Sie geben alle Vorgänge, die im Begriff Krieg liegen und mit ihm verbunden sind, in vielfacher Uebersetzung wieder. Die amtlichen Nachrichten sind bewußte Fälschungen

*) Verlag der „Europäischen Bücher" Max Rascher, Zürich.

der Wirklichkeit. So wie nach Wolf oder Havas oder Reuter der Angriff, der Gegenangriff, die Räumung der Stellung, der Rückzug, der Einzug in die eroberte Stadt usw. vor sich gegangen sein soll, so ist es in Wirklichkeit nie und nimmer gegangen. So haben ihn die Beteiligten nie und nimmer erlebt. Die „amtliche Uebersetzung" ist bewußt schönfärberisch — nur feindliche Bosheiten werden mit möglichst schwarzen Farben geschildert — die jede Detailhandlung ausschließt und nur in großen Zügen den Hauptvorgang darstellt. Der Zeitungsleser macht sich aus diesen Meldungen mit oder ohne Zuhülfenahme seiner Phantasie das Bild vom Kriege, das sich nun in seinem Geist für alle Zeit einprägt und das seine Gesinnungsrichtung, seine Denkungsart und sein Urteil dem Kriege und ähnlichen Problemen gegenüber in alle Zukunft festlegt. Wir sagen: dieses Bild ist ein falsches. Es ist gefälscht, auch wenn es ergänzt wird durch Detailschilderungen aus der Feder phantasievoller Kriegsberichterstatter. Denn auch diese bieten uns bloß Uebersetzungen von dem, was der Kriegsteilnehmer wirklich erlebt. Wir meinen den Krieger, der selber im Schützengraben, in Regen und Kälte, im Wasser und Kot, bei Ratten und Läusen, in der Schützengrabenwelt und Schlachtfeldatmosphäre gelebt und gelitten hat; den Krieger, der hunderte von Nächten im Unterstand geschlafen, auf Stroh, Holz, Erde, Lehm, wie es sich eben traf, der auf Horchposten gelegen, den Feind auf 50 Meter Abstand vor sich, der im Minenstollen gearbeitet, des Verschüttungstodes gewärtig, dem monatelang die Kanonen ins Ohr gebrüllt, der die tausendfachen Aengsten eines nahen Sturmangriffes ausgestanden, der die Schrecken einer Schlacht mitgemacht, der verwundet wurde, der die Leiden des Transportes und der Lazarettzeit getragen, der eine Operation, eine Amputation, die seelischen Qualen des Krüppeltums erlebt, der den Erstickungstod, den Erschöpfungs- und Verdurstungstod, oder irgend einen Tod in seinen millionenfachen Variationen gestorben ist. Dieses Kriegstum kommt in der Zeitung nicht zum Wort. Einmal darf der aktive Kriegsteilnehmer nicht in die Zeitung schreiben, wenigstens nicht von den Schrecken des Krieges; denn „Miesmacher" sind gefährliche Leute, sie schaden der nationalen Kraft. Dann liegt es nicht im Interesse der Zeitungsherausgeber, den Lesern am Familien- und Biertisch die Lektüre ihrer Zeitung durch allzu realistische Kriegsdarstellungen zu verleiden. Die Leser wollen ja angenehm unterhalten sein, sie abonnieren die Zeitung, die ihren Wünschen am besten entgegenkommt. So kommt es, daß wir von der Zeitungslektüre allein ein gefälschtes Bild unserer Zeit erhalten.

Nun gibt es aber auch Bücher über den Krieg. Im gleichen Sinne wie die vom großen Publikum „gemachten" Zeitungen wirken die amtlichen oder amtlich approbierten Kriegsbücher. Die einen verherrlichen die Kriegstaten „ihrer" Helden an oder hinter der Front in mehr oder weniger eindrucksvoller Belletristik. Die andern „verarbeiten" wissenschaftliches Material zu umfangreichen Kriegsgeschichtswerken. All diese Bücher sind Fälschungen der Wirklichkeit. Denn sie sind von Leuten geschrieben, die den Krieg nicht am eigenen Leibe gefühlt haben; sie schreiben nicht mit leidender Seele, wie das jeder Schriftsteller tun müßte, der vom Kriege schreiben will. Darum sind ihre Bücher nur unvollkommene Uebersetzungen; darum pflanzen sie falsche Vorstellungen; darum sind sie schädlich, um nicht zu sagen verderblich.

So wird es geradezu Gewissenspflicht für jeden nach Erkenntnis Strebenden, Bücher zu lesen, wie sie Andreas Latzko und Henry Barbusse über den Krieg geschrieben haben. Zu dem Ungarn und Franzosen tritt neuestens noch ein Deutscher. Ueber Leonhard Franks Kriegsbuch „Der Mensch ist gut" soll später an dieser Stelle referiert werden.

Henry Barbusse ist ohne Zweifel der größte Darsteller dieses Krieges, den wir bisher erlebt haben. Sein Buch ist von Anfang bis zum Ende durchglüht von einem Realismus, der oft geradezu unerträglich ist in seiner grausamen Konsequenz. Seit zwei Jahren, heute sind es bald dreieinhalb geworden — liegt in Frankreich und in Flandern die Hölle auf einem breiten Landstrich. In dieser Qualhölle schmachten Millionen von Menschen, die von diesem Krieg nichts wissen wollten und in der Gegenwart und in aller Zukunft nichts wissen wollen. Das Leiden dieser Menschen muß uns zur Beurteilung des ungeheuren Zeitphänomens „Krieg" den Maßstab geben, anders sind wir falsch orientiert und lassen wir uns in Anschauungen einbetten, die den kommenden Generationen zur furchtbaren Tragik werden können.

„Das Tagebuch einer Korporalschaft", benennt Barbusse sein Werk im Untertittel. Er wandelt also technisch in den Spuren von Zollas „Débâcle". Künstlerisch haben diese Werke mehr als einen Berührungspunkt. Die Sprache ist bei Barbusse bewußt naturalistisch; sie will die Poilus in ihrer wirklichen Schützengrabensprache sprechen lassen, weil es sich hier um Wahrheit handelt und nicht bloß um ästhetische Wirkungen. Es soll nicht salonmäßig duften in diesem Schützengraben, sondern regelrecht und wahrheitsgetreu stinken. Denn die Leichen stinken auch, die Giftgase stinken auch. Der Geruch spielt in Barbusses Realismus eine große Rolle. Aber auch das Fühlen. Nicht das innere, sondern das äußere Fühlen, das Fühlen mit der Haut. Für das Leben dieses Schützengrabenmenschen spielt es eine große Rolle. Sie spüren die Kälte, die Feuchtigkeit der Erde, den Nebel des Morgens, die Regenschauer der Nacht; sie spüren sie durch die Mäntel hindurch, auf dem Gesicht, auf der Körperhaut, bis hinein ins Mark der Knochen.

Das Leben der Soldaten setzt sich mehr als bei andern Menschen zusammen aus Kleinigkeiten äußerlicher Art. Wie der Schuh, der Stahlhelm, der Tornister, die Patrontasche getragen werden können, daß sie am wenigsten drücken, das ist ihm persönlich wichtiger als ein Dutzend Siege der Armee. Wie er am bequemsten die Nacht zubringen kann, wie er sich am besten sättigen, verproviantieren, vor Kälte und Nässe schützen kann, dieses Studium füllt seine pflichtfreien Augenblicke zumeist aus. Die Kunst, sich unter den denkbar schlechtesten Bedingungen am Leben zu erhalten, ist die erstrebenswerteste Kunst im Schützengraben.

Dieses heroische Kleinleben des Soldatenalltags hat Barbusse mit unübertrefflicher Kunst geschildert. Geradezu phänomenal ist sein Gedächtnis für die Kleinigkeiten aller Art, die das Leben im Schützengraben ausmachen. Er hat eben dieses Leben zwei Jahre lang selber mitgelebt.

Aber nicht nur die vegetabilen Verhältnisse, sondern auch die psychologische Atmosphäre seiner Korporalschaft beherrscht er mit großartiger Genialität. Ueber der Psyche der Soldaten lastet das ungeheure Müssen. Zum Denken und Vergleichen hat er keine Zeit. Nur wenn der Poilu in den Urlaub geht, dann denkt und vergleicht er. Ein furchtbarer Verdacht steigt in ihm auf, der zur niederschmetternden Erkenntnis wird, je länger er das Treiben der Nicht-Soldaten hinter der Front betrachtet: Der Verdacht und die Erkenntnis, daß die eine Hälfte der Nation in Feuer, in Wasser und im Schlamm umkommen muß, damit sich die andere amüsieren kann.

Mit diesem nagenden Gefühl des Unfriedens kehrt der Urlauber zurück. Es begleitet ihn nun überallhin auf seinem Leidensweg. Mit wirkungsvoller Steigerung, ohne Polemik, ohne darüber Worte zu verlieren, läßt der Dichter auch im Leser diese Anschauung zur festen Gewißheit werden. Was seine Kameraden erleben beim Sappenbau, auf nächtlichen Streifpatrouillen durch die Schützengräben, im Feuer der Beschießung, des Sturmangriffs, im Regenwetter, das die Menschen aus den Vertiefungen der Erde herauswässert, wie die Mäuse, das wird auch im Leser zum Erlebnis mit der einen großen Erkenntnis: Der Krieg ist ein Verbrechen, ein Raubmord, begangen von der einen Hälfte der Menschheit an der andern.

Nur einmal philosophiert Barbusse über den Krieg; oder läßt er seine Kameraden über den Krieg philosophieren. Es ist am Schluß des Buches. Die aus den Gräben herausgeschwemmten Wenigen, die die Schlacht und das Regenwetter

überlebt haben, liegen beim Morgengrauen als unkenntliche Lehmklumpen auf dem gelben nassen Boden. Ein dumpfes Reden geht von einem zum andern. Sie einigen sich alle auf die einzige Formel, die Bestand hat und dem Kriege ein Ende machen kann: Gleichheit! Alle Menschen müssen gleich werden.

„— Die Völker müßten sich verständigen durch die Haut derer und auf dem Bauch jener, die sie auf die eine oder die andere Art ausbeuten. Alle Massen sollten sich verständigen.

— Alle Menschen sollten endlich gleich sein.

Dieses Wort tönte uns wie eine Rettung entgegen.

— Gleich . . . ja . . . ja . . . Es gibt große Gedanken der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Es gibt Dinge, an die man glaubt, denen man entgegensieht und an die man sich festklammert wie an eine Lichtquelle. Vor allem die Gleichheit.

— Es gibt auch Freiheit und Brüderlichkeit.

— Vor allem gibt es Gleichheit!

Ich sage ihnen dann, daß die Brüderlichkeit ein Traum sei, ein verschwommenes Gefühl, ohne Bestand; es ist zwar nicht menschlich einen Unbekannten zu hassen, aber es ist auch nicht menschlich, einen Unbekannten zu lieben. Auf die Brüderlichkeit kann man nichts aufbauen. Ebenso wenig auf die Freiheit: sie ist etwas zu relatives in einer Gesellschaft, in der die Gegenwart eines jeden die Existenz des andern beeinträchtigt.

Aber die Gleichheit bleibt sich ewig gleich. Die Freiheit und die Brüderlichkeit sind Worte. Die Gleichheit (die soziale Gleichheit natürlich, denn die Individuen haben mehr oder weniger Wert; aber jeder soll im gleichen Maß an der Gesellschaft Anteil haben; dies ist gerecht, denn das Leben des einen ist ebenso groß wie das Leben des andern). Die Gleichheit ist die große Formel der Menschheit. Ihre Bedeutung ist ungeheuer. Die Gleichheit der Rechte einer jeden Kreatur und die Gleichheit des heiligen Willens der Mehrheit sind unfehlbar und müssen unbesiegbar sein — sie wird alle Fortschritte bringen, alle, mit einer wahrhaft göttlichen Kraft. Vor allem wird dieses Prinzip die große, ausgeglichene Basis für jeden Fortschritt schaffen: die Regelung der Streitigkeiten durch die Gerechtigkeit, was dem allgemeinen Interesse genau gleichkommt.

Diese Männer aus dem Volk, die hier beisammen liegen, ahnen eine noch unbestimmte Revolution, die noch größer sein wird als die andre und deren Quelle sie sind und die ihnen bereits in die Kehle steigt; sie rufen aus:

— Gleichheit! . . .

Es ist, als ob sie das Wort buchstabierten und dann überall klar geschrieben sähen — und als gäb es auf der Welt kein Vorurteil, kein Vorrecht und keine Ungerechtigkeit, die davor nicht zu Schanden würde. Das Wort birgt die Lösung aller Fragen und ist ein göttliches Wort. Sie betrachten es von allen Seiten und entdecken in ihm eine Art Vollkommenheit. Und sie sehn alle Ungerechtigkeiten in einem blendenden Lichte brennend untergehn.

— Es wäre schön, sagt einer.

— Es ist zu schön, um wahr zu sein! antwortet ein anderer.

Aber ein dritter sagt:

— Es ist schön, weil es wahr ist; das ist seine einzige Schönheit. Und dann . . . nicht weil es schön ist, wird es einmal sein. Die Schönheit ist nicht im Kurs, ebensowenig wie die Liebe. Aber es ist wahr, und ist deshalb unabwendbar.

— Wenn doch die Völker Gerechtigkeit wollen und die Völker die Macht vorstellen, so sollen sie auch die Gerechtigkeit einführen.

— Sie beginnen bereits damit, sagte eine dunkle Stimme.

— So wie alle Dinge ins Rollen kommen, verkündete eine andere Stimme.

— Wenn alle Menschen gleich sein werden, werden sie notgedrungen zusammenstehn.

— Dann werden nicht mehr dreißig Millionen Menschen unter dem Himmel Dinge ausführen, die sie selbst nicht wollen.

Das ist wahr. Dagegen läßt sich nichts sagen. Welchen Schatten eines Argumentes, welchen Schein einer Antwort könnte man, wagte man, diesem Satze entgegenzuhalten: „Dann werden nicht mehr dreißig Millionen Menschen unter dem Himmel Dinge ausführen, die sie selbst nicht wollen.“ Ich lausche und folge der Logik jener Armseligen, die in die Schmerzensebene verschlagen sind und aus deren Wunden und aus deren Schmerzen die Worte quellen, die Worte, die sie blutend von sich geben.“

„Die Logik jener Armseligen“, sie muß Allgemeingut werden, sonst geht die Menschheit an ihrer Raserei zu grunde. Mit der Bitterkeit des qualgefüllten Herzens beschließt der Dichter seine polemischen Parabase:

„Jawohl! Recht habt ihr, ihr arme, zahllose Handwerker des Krieges, ihr, die ihr den ganzen, großen Krieg mit euern eigenen Händen vollbracht haben werdet, du Allmacht, die der Erfüllung des Guten noch nicht dient, du irdischer Haufe, darunter jedes Antlitz eine Welt voll Schmerzen ist, ihr, die ihr unter dem Himmel, wo lange Wolken zerreißen und wie böse Engel sich wirr entfalten, träumt gebeugt unter dem Joch eines Gedankens! — Ja, ihr habt recht. Alles das ist gegen euch. Alles das ist gegen euch, gegen euer großes, allgemeines Interesse, das in der Tat eins ist mit der Gerechtigkeit, — und nicht nur die Säbelraßler, die Hamsterer und die, die im Trüben fischen, sind eure Feinde.

Es hat nicht nur die verruchten Anteilhaber, die Geldleute, die großen und kleinen Geschäftemacher, die eingepanzert in ihren Banken und in ihren Häusern vom Kriege leben und während des Krieges in Frieden davon leben, mit ihrer versteckten Doktrin, die ihre Stirnen vernagelt, mit ihren Gesichtern, die wie ein Geldschrank verschlossen sind.

Es hat solche, die die Blitze der gekreuzten Klingen verwundern, und wie die Frauen von dem bunten Tuch der Uniformen träumen und schreien. Solche, die sich berauschen an der Militärmusik oder an Liedern, die man dem Volk einschenkt wie Schnaps, die Geblendeten, die Schwachen an Geist, die Fetischisten, die Wilden.

Die, die von der Vergangenheit leben und deren Wort im Munde führen, die Traditionellen, für die eine Vergewaltigung Gesetzeskraft hat, weil sie von jeher besteht; die, die sich von den Taten regieren lassen und die Zukunft und den leidenschaftlichen, bebenden Fortschritt den Geistern der Verstorbenen und den Ammenmärchen unterwerfen.

Zu ihnen gehören alle Priester, die euch aufreizen und mit dem Morphium ihres Paradieses einlullen möchten, damit alles beim Alten bleibe. Dazu die Advokaten — Nationalökonomen, Historiker und weiß ich noch was alles! — die euch mit theoretischen Phrasen verwirren, die den Kampf der nationalen Rassen unter sich proklamieren, wobei doch die geographische Einheit der modernen Nationen nur willkürlich durch die abstrakten Linien ihrer Grenzen bestimmt ist, und aus künstlich zusammengewürfelten Rassen besteht; und die zweifelhaften Geneologen, die der Eroberungssucht und der Raubgier falsche, philosophische Atteste und erfundene Adelsbriefe ausstellen. Die Gelehrten sind vielfach in einer Hinsicht Unwissende, die die Einfachheit der Dinge aus dem Auge verlieren und sie auswischen und durch Formeln und Einzelheiten verdunkeln. In den Büchern lernt man die kleinen Dinge, nicht die großen . . .“

Wir kehren zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Wer sich nicht bemüht, von den Zeitvorgängen ein richtiges Bild zu bekommen, wer Bücher, wie das vorliegende auf der Seite liegen läßt, um seinen Geist mit banaler Zeitungslektüre zu sättigen, der sündigt an sich und am Geist der Zukunft, der frei und groß sein möchte, ein Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit und Versöhnung. H. B.

Nachdruck aller Beiträge verboten.